

Die Nacht der Räuchermänner

— 1 —

Als Jorinde Zumwege am Tag vor Heiligabend aufwachte, war es hinter ihren Gardinen schon hell. Sie drehte sich auf den Rücken und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Ein blöder Tag, ein scheußlicher Tag, den sie gern so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. Einkaufen war heute fällig, danach würde sie das Haus schrubben, vielleicht sogar Gardinen waschen? Alles war gut, das ihre Gedanken von der Erinnerung ablenken würde, die sie mit diesem besonderen Datum verband. Am besten nicht drüber nachdenken, über gar nichts. Energisch schlug sie die Decke zurück und hangelte mit den Füßen nach den Schafwollpantoffeln, während sie klappernd in ihren Bademantel stieg.

Das Holz im Ofen brannte zum Glück gut an. Geistesabwesend legte sie zwei Braunkohlebriketts drauf und rückte das Oberteil des hölzernen Gärtnerjungen zurecht, das sich über Nacht wieder zur Seite geneigt hatte. Eine ganze Armee von Räuchermännern und -frauen bevölkerte die Fensterbank neben dem Ofen. Im Laufe von Jorindes 75-jährigem Leben hatten sie sich angesammelt, denn allen gemeinsam war, dass sie nach einer Weile gehorsamen Paffens verstopften, so dass die Glut der Kerzchen auf dem Sockel leider schnell erstickte und aus den vorgesehenen Öffnungen, ob Pfeifenkopf oder aufgesperrter Mund, kein würziger Rauch mehr Weihnachtsduft verbreiten konnte. Da sie sich von keinem einzigen trennen wollte, stand diese kleine Armee jedes Jahr vom 1. Advent bis Mariä Lichtmess am 2. Februar auf ihrer Fensterbank und erinnerte an frühere Zeiten. Einen einzigen hatte sie verloren – der Nussknacker mit den riesigen gefletschten Zähnen und der hübschen Ulanenuniform war leider irgendwann vom Regal gefallen und verbrannt. Seine Reste waren nicht mehr zu reparieren gewesen.

Während sie ihre Zähne putzte, wanderten ihre Gedanken unwillkürlich doch wieder zurück zum 23. Dezember vor 35 Jahren. Nie würde sie das Bild ihres Bruders vergessen, als er gebracht wurde. Wachsbleich lag er auf der provisorischen Bahre, die Farbe seiner Haut sogar leicht ins Bläuliche schimmernd, Kleidung und Haare klatschnass, unnatürlich still. Warum hatte ihn niemand zugedeckt? Warum hatte sie ihn so sehen müssen? Die vier Männer hatten die Bahre abgesetzt und ihre Mützen vom Kopf gezogen. »Er hat ein Kind retten wollen, oben am Teich.«

Sie war starr gewesen vor Entsetzen, hatte anschließend alles weitgehend gefühllos über sich ergehen lassen, die Totenfeier von den Nachbarn ausgerichtet, die amtlichen Erledigungen, das Gespräch mit dem jungen, unbedarften Pfarrer, der ihren Kummer offensichtlich kaum begreifen konnte, und schließlich die Beerdigung. Danach hatte sie die Tür zu seinem Zimmer geschlossen und bis heute nicht wieder geöffnet.

Hans war zu ihr gezogen, nachdem seine junge Ehe katastrophal geendet hatte. Zusammen hatten sie dann dieses kleine Haus am Ende von Wildemann bewohnt, tief im Spiegeltal, hatten sich mit dem geringen Einkommen aus ihrer Kellnerei im Ratskeller und seinen

Gelegenheitsarbeiten mühsam über Wasser gehalten, unterstützt von gelegentlichen Wildereien, die durch einen Hasen oder ein paar Wachteln ihren Speiseplan erheblich aufbesserten.

Was genau geschehen war, hatte sie anfangs gar nicht wissen wollen. Doch die Geschichte ließ sich nicht unterdrücken. Jeder in Wildemann, der sie kannte, und das waren fast alle, trug mit oder ohne Willen irgendeine Einzelheit bei, so dass ihr die Abfolge der Ereignisse nicht verborgen bleiben konnte.

Hans hatte wieder gewildert. Es war diese einzigartige Eigenschaft, sich fast unbemerkt durch den Wald bewegen zu können, die ihm den Erfolg garantierte. So trat er am späteren Nachmittag mit einem schönen Hasen in der Tasche aus dem Dickicht der Tannen auf den Weg, der auf dem Staudamm des Spiegeltaler Teiches verlief. Ein etwa sechsjähriger Junge war mit seiner Mutter und zwei Geschwistern noch unterwegs. Die Frau, von einem weinenden Baby im Wagen und einem müden, quengeligen Mädchen abgelenkt und überfordert, bekam nicht mit, dass ihr Ältester seinen Plüschbären so heftig hin und her schlenkerte, dass der schließlich im hohen Bogen ins Wasser segelte. Schreiend rannte der kleine Junge an den Rand des Weges, wo das Gras so lang war, dass es die scharfe Kante des Dammes verbarg. Er rutschte ab und fiel mit lautem Schreien und Geplatsche ins eisige Wasser des Teiches.

Hans dachte nicht lange nach. Er ließ die Tasche mit dem Hasen fallen, streifte mit zwei kurzen Bewegungen die Stiefel von den Füßen und sprang hinterher. Mit ein paar langen Schwimmszügen war er dort, wo der Junge untergegangen war, tauchte und bekam ihn tatsächlich zu fassen. Mühsam, quälend langsam schwamm er an den Rand, wo er seine letzten verbliebenen Kräfte sammelte und ihn mit einer einzigen Bewegung ans Ufer beförderte. Dann ging er lautlos unter. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt.

Jorinde vermied den Blick auf den Bilderrahmen mit dem Bundesverdienstkreuz, das Hans posthum verliehen worden war. Das rote Kreuz mit dem winzigen schwarzen Bundesadler in der Mitte auf dem goldenen Hintergrund staubte nicht ein, das Glas des Rahmens verhinderte es. Ursprünglich hatte sie es in sein Zimmer hängen wollen, aber nicht über sich gebracht, die Tür zu öffnen. So lange war sie nun schon zu und sollte geschlossen bleiben. Ihre Trauer hatte sich verbissen.

Nach dem Frühstück zog Jorinde sich warm an, schnappte ihren Einkaufsbuggy und schloss die Tür hinter sich ab. Viele hier im Tal ließen ihre Türen unverschlossen, sie nicht. Man wusste ja nie, und Vorsicht war die Mutter der Porzellankiste.

Die Luft war sehr feucht und sehr kalt. Dichter Nebel zeigte, dass die wärmere Luft oben auf den Höhen kondensierte und die Kälte der letzten Schneehäufchen entlang der schmalen Straße unten im Tal festhielt. Er verhüllte die Konturen der holzbeschlagenen Häuser mit ihren sanften Pastelltönen und dämpfte die Geräusche des unruhig fließenden Wassers des Spiegeltaler Grabens. Langsam und nachdenklich ging sie Strecke bis in die Ortsmitte zum kleinen Lebensmittelladen. Sie kaufte alles, was sie für notwendig hielt, um die drei Feiertage zu überstehen, wechselte die notwendigen Worte mit Jakob an der Kasse, bezahlte und wollte gerade den Laden verlassen, als ihr ein Junge auffiel.

Schlampige Kleidung, eine graue Wollmütze, aus der die kinnlangen dunkelblonden Haare herausstanden. Er hatte die Hände in die Taschen seines weinroten Anoraks gestopft und stand ans Fenster des kleinen Ladens gelehnt. Die Brauen dicht, die Schultern hochgezogen, er schien zu frieren. Normalerweise nahm Jorinde Leute nicht wahr. Sie ging ihren Weg, ohne viel rechts und links zu schauen. Wenn jemand was von ihr wollte, sollte er sie doch ansprechen. Diese Einstellung hatte ihr die gesammelte Indifferenz, sogar Abneigung der kleinen Ortschaft eingebracht, gemildert nur durch gelegentliches Mitleid, wenn man sich an den Unfall ihres Bruders erinnerte. Aber der hatte ja sogar gewildert, wenn das nicht gegen die ganze Familie sprach.

Der Junge fiel Jorinde deswegen auf, weil er sie ganz offensichtlich anstarrte. Sie brummte unwillig und setzte ihren Weg fort. Wer weiß, ob er nicht bettelte, ein Offenbarungseid jeder gesunden, selbständigen Person in ihren Augen. Ihre Lebensphilosophie war, dass man Geld durch Arbeit verdiente. Niemand, der einigermaßen bei Kräften war, sollte es umsonst bekommen. Sie brummte noch einmal, warf dem Jungen einen verächtlichen Blick zu und machte sich auf den Heimweg.

— 2 —

Die alte Kuckucksuhr in Jorindes Haus schlug halb eins.

»Klare Sache, wie immer eine Minute zu spät.« Das war Gottfried, der pingelige Orgelbauer, selbsternannter Sprecher der kleinen Armee von ausrangierten Räuchermännern und -frauen auf Jorinde Zumweges Fensterbrett.

»Als ob das irgendwen interessiert.« Krankenschwester Claudia konnte ihn nicht leiden. Sie hielt ihn wie alle weiteren Anwesenden für nervtötend arrogant.

Petrus verteidigte ihn. »Lasst den Gottfried in Ruhe, er kann nicht anders. Und Uhren schlagen, wann sie wollen, dreimal und öfter.« Er seufzte. Er war nie über die Sache mit dem dreifachen Hahnenschrei weggekommen. Es hing an ihm wie der Köttel am Schaf. Um sich abzulenken, schüttelte er leise sein Schlüsselbund, was ihn jedes Mal beruhigte. Schließlich hatte er immer noch die Gewalt über das Himmelstor.

Gottfried ließ sich so leicht nicht beruhigen. »Und Anton – ANTON, du fauler Sack, du hättest lange ins Horn blasen müssen.«

Nachtwächter Anton wachte auf. »Was, wie? Halb eins? Halts Maul, du Sackgesicht, ich tute nur zur vollen Stunde. Fürs Aufwecken gibst du mir einen aus.« Mit einem tiefen Seufzer fiel er wieder in Schlaf.

Gottfried suchte Verbündete. »Findest du nicht auch ...« Er sah sich um in der Runde und klappte den Mund wieder zu. Diese Truppe war wirklich zum Gotterbarmen. Rudi, der Gärtnerlehrling, der sinn- und zwecklos am 23. Dezember blühende Margeriten hochhielt und dabei aus einer dünnen Pfeife rauchte, Krankenschwester Claudia mit dampfender Kaffeekanne, Berta, eine kompakte Hausfrau mit Schürze und einer Schüssel Knödel in der Hand, aus der heißduftende Schwaden aufstiegen. Diese Gurkentruppe wurde vervollständigt

von einem senilen Nachtwächter, dem himmlischen Angestellten Petrus und ihm selbst, alle drei mit verschieden kunstfertig gestalteten Pfeifen. Nicht zu vergessen schließlich Bergmann Heinrich, der aus dem offenen Mund qualmte. Was sie verband, war die Tatsache, dass sie als Räuchermänner und -frauen unbrauchbar geworden waren. Nun standen sie auf der Fensterbank und waren arbeitslos.

Irgendwem musste doch eins auszuwischen sein – ja, richtig. Rudi, wie immer für einen Ruffel gut. »Du stehst schon wieder schief, du Loser. Stell dich grade hin, zeig gefälligst ein bisschen Respekt für uns. Das ist doch nicht gesund, so, wie du dastehst.« Gottfried klappte den Mund zu und presste die Lippen zusammen. Niemals hätte er gedacht, dass er je mit dieser Bande heruntergekommener Subjekte auskommen müsste. Er war schließlich Meister seiner Kunst und stammte aus dem Erzgebirge, dem echtem Erzgebirge, nicht so einer verschwitzten, verstämkerten Krambude auf irgendeinem provinziellen Weihnachtsmarkt, am besten noch im Preis heruntergesetzt. Das Schnitzerdorf Seiffen war für ihn ein heiliger Ort, die Geburtsstätte berühmter Persönlichkeiten der handgeschnitzten Weihnachtsgesellschaft.

»Um Himmels willen, lass den Alten quatschen, der ist doch nicht von dieser Welt.« Claudia, die Krankenschwester, flüsterte, irgendwie jagte er selbst ihr unverständlicherweise eine Art Achtung ein. Jetzt freute sie sich auf die erste Tasse Kaffee mit einer guten Zigarette dazu.

»Ich kann nicht geradestehen, mein Sockel ist geschrumpft.« Rudi war es peinlich, dass sich alle mit ihm beschäftigten. Die Trockenheit neben dem Ofen hatte dazu geführt, dass sein Körper nicht mehr genau draufpasste.

»Das wissen wir doch alle.«

»Schlechte Arbeit«, trompetete Heinrich, der Bergmann. Seine Ausgehuniform saß perfekt, kein Fleckchen, keine Falte störte – weiße Hose zu schwarzen hohen Stiefeln, schwarze Jacke mit 14 Messingknöpfen, Schnauzbart mit hochgezwirbelten Spitzen und hoher schwarzer Mütze mit Eisen und Schlägel in Gold an der Vorderseite. Munter und rotbackig betrachtete er die Welt und war davon überzeugt, jedermann die Wahrheit sagen zu müssen. »Montagsproduktion. Weiß doch jeder.«

Rudi schwieg bekümmert. Das stimmte leider; aus diesem Grund war er als zweite Wahl verkauft worden.

Der Köchin Berta tat er leid. »Aber immerhin ist er nicht aus Korea.«

»Wer ist denn hier aus Korea?« – »Unverschämtheit.« – »Wie unsensibel!« Wer was sagte, war nicht festzustellen, alle redeten durcheinander. Der Hinweis auf ausländische Produktion war eine Art Tabubruch.

»Ich bin nicht aus Korea!« Heinrich, der Bergmann, war hochempört. »Ich bin aus Olbernhau.«

Claudia wurde vom Trotz ergriffen, niemand hatte ihr zu widersprechen. Wenn ein Einlauf verordnet worden war, gab es einen Einlauf, egal, wie sehr der Patient sich wehrte. »Natürlich

bist du aus Olbernhau, aber jeder weiß, woher gewisse Geschäfte in Olbernhau ihre Ware beziehen.«

»Ruhe jetzt«, Nachwächter Anton war aufgewacht. Krach gefiel ihm in keiner Form, ob mit Worten oder Fäusten – er war dafür da, Ruhe wiederherzustellen.

Wieder schrien alle durcheinander. »Ich wurde angegriffen.« – »Sie sagt, Heinrich ist aus Korea.« – »Die dicke Berta stinkt hier rum!«

»Ruhe oder ich tute ins Horn!« Anton sah sich um. Es waren ja seine Freunde, na ja, Freunde konnte man nicht sagen, sie waren seine Familie, andere Leute würde er nicht mehr kennenlernen. Was würde er jetzt für einen schönen doppelten Kümmel geben! Er seufzte tief und versuchte es nochmal im Guten: »Leute, wir müssen doch zusammen klarkommen.«

»Miteinander klarkommen heißt das.« Gottfried, der Orgelbauer, ließ sich nicht so leicht beruhigen. Herkunft aus einem fremden Land in der Armee der Räuchermänner war eine Sache, eine ganz fürchterliche in der Tat, aber falsche Grammatik war noch schlimmer.

Petrus schwieg zu allem. Er konzentrierte sich auf das gedankliche Aufsagen der Primzahlen bis 500. Diese Übung hielt ihn vom Partei ergreifen ab, was er sich als himmlischer Mitarbeiter nicht leisten konnte. Dann fiel sein Blick auf Rudi, und es war vorbei mit der Konzentrationsübung. »Rudi, du bist ja noch schief, geh von der Kante weg, du fällst sonst.«

Alle drehten sich zu ihrem jüngsten Mitglied. Natürlich hatte er nichts zu sagen, aber niemand wollte, dass er zu Schaden kam. Schließlich hatten sie schon ein Armeemitglied verloren, damals, als Nussknacker Bernd in Flammen aufgegangen war, nachdem auch er vom Sockel kippend in die Flamme der 4. Adventskerze geraten war. Jorinde hatte ihn gerettet, aber die Schönheit war dahin, sie hatte seine Reste im Ofen verfeuert. Eine Tat, die eine Woche lähmend-schweigendes Entsetzen über die ganze Gesellschaft gelegt hatte.

Dann schlug es eins, und Frieden senkte sich über die hölzernen Damen und Herren auf dem Fensterbrett.

— 3 —

Jorinde wachte auf. Heiligabend. In Bademantel und Schafwollpantoffeln zog sie die Gardinen zurück und erstarrte. Gerade in diesem Moment öffnete sich die Tür ihres kleinen Schuppens, in dem sie Fahrrad, Gartenmöbel und einiges an Krimskrams aufbewahrte, alles, was sich so im Laufe der Jahre angesammelt hatte. In einer Ecke lagen noch ein paar Heuballen aus der Zeit, als sie Tiere gehalten hatte.

In der Tür erschien der Junge von gestern im Laden, blinzelte und begann, Heuhalme von seiner Kleidung abzusammeln.

Das war doch ... Jorinde war eine wehrhafte Frau, Ängstlichkeit kann sich niemand leisten, der so einsam wohnte wie sie, war ihre Devise. Aus diesem Grund befand sich ein solider Eschenholzstock direkt neben der Haustür.

Sie ergriff ihn und war auch schon draußen.

»Was denkst du dir denn? Was machst du hier? Verschwinde, aber schnell!«, schrie sie und stürmte auf ihn zu, den Stock heftig durch die Luft schwingend.

Der Junge wich zurück. »Ich ...«, er blieb stehen, duckte sich und hielt die Hände gekreuzt vors Gesicht.

Jorinde stoppte dicht vor ihm – nein, er war keine Gefahr. Sie stützte sich auf den Stock, schob die Haare hinter die Ohren, holte Luft und schraubte ihre Stimme auf Normallautstärke zurück. »Was machst du denn hier? Habe ich dich nicht gestern an Jakobs Laden gesehen?«

»Ja.«

»Ja, und? Redel!« Als er nicht reagierte: »Hast du Waffen bei dir? Pfefferspray? Ein Messer?« Sie hörte selbst, wie barsch ihre Stimme klang. Er war fast so groß wie sie, und als ihr Blick etwas sank, sah sie, dass er zitterte. Sofort übermannte sie das Mitleid. »Wenn nicht, komm rein, ich mache uns einen Tee.«

Er schüttelte den Kopf, dann nickte er. Sie interpretierte das als Nein, was die Waffen anging, und Ja, was den Tee betraf.

»Na gut«, brummte sie, »dann los, aber Schuhe ausziehen.«

Jetzt wurde ihr klar, dass sie im Bademantel dastand, und dass das Haus kalt war. »Setz dich da in den Sessel, ich bin gleich wieder da. Aber nichts anfassen, verstanden?«

In Windeseile zog sie sich an, Waschen fiel heute aus. Als sie zurück in ihr Wohnzimmer kam, kniete er vor dem Ofen und hatte tatsächlich ein beachtliches Feuer zustande gebracht.

»Hm, gut. Nimm den Kessel, wir brauchen ihn in der Küche.«

Sie kochte Wasser auf dem Gasherd, goss den Tee auf und trug Brot, Margarine und Marmelade auf den kleinen Esstisch neben dem Ofen. Die ganze Zeit über hatte niemand ein Wort gesagt.

Die Hände um die heißen Emaillebecher mit dem dampfenden Tee geschlossen sah sie ihn genauer an. Gesicht und Hände waren schmutzig, es gab einen leichten Bartanflug um den Mund, offene graue Augen, die Brauen jetzt entspannt, wo sie hingehörten. Er sah eigentlich ganz nett aus.

»Wie heißt du, und was machst du hier in Wildemann? Ich hab dich noch nie gesehen.«

Seine Stimme war tiefer, als sie erwartet hatte. »Ich heiße Joringel.« Vorsichtig nahm er einen Schluck.

»Joringel? Was? Ehrlich?« Jorinde schwindelte fast. Was sollte das? Verklappste er sie? *Jorinde und Joringel* war ein hochromantisches Märchen, das von seliger Liebe und Erfüllung erzählte, doch als beide einer Hexe zu nahe kamen, wurde die junge Frau in eine Nachtigall verwandelt, und er erstarrte zu Stein. Nach längerer Zeit als Schafhirte fand er den Schlüssel für die Erlösung seiner Liebsten und konnte sie schließlich befreien. Eine Erzählung voller Symbole,

mystischer Figuren, Strafe und Belohnung für lange Dienste. Ihre Mutter war damals besessen gewesen von der düsteren Handlung und hatte immer die Verwandlung der Frau als Strafe für die Unkeuschheit des Liebespaares gehalten. »Sie waren nicht verheiratet, siehst du, Jorinde, daran musst du immer denken. Sie amüsierten sich und verschwendeten keinen Gedanken daran, wem sie zu nahe kamen und wehtaten.« Vorbeugend, vielleicht als Warnung, hatte sie ihre einzige Tochter Jorinde genannt. Ein ewiges Rätsel, wieso der Bruder den Namen Hans und nicht Joringel erhalten hatte.

»Du heißt wirklich Joringel?«

»Ja. Meine Mutter hat mir die Geschichte erzählt und auch, dass ihre Großmutter davon besessen war.«

»Ihre Großmutter? Das heißt ... Also bist du ...«

»Ja, meine Mutter war die Tochter von Hans Zumwege. Dein Bruder, wie ich das verstanden habe.«

»Was heißt verstanden habe? Wie hast du denn von mir erfahren?«

»Na ja ...« Sein Blick wanderte über den Tisch. »Ich habe einen fürchterlichen Hunger. Kann ich vielleicht ein Brot haben?«

Jorinde sammelte sich und ihre Gedanken. Er war offensichtlich ihr ... Was eigentlich? Enkel ihres Bruders, also ... ja, richtig, ihr Großneffe. Wenn die ganze Sache wirklich stimmte, und sie nicht gerade einem Betrüger aufsäß.

»Geh, wasch deine Hände und bei der Gelegenheit auch gleich das Gesicht. Ich mache dir ein paar Brote.« Sie hätte gleich daran denken sollen, dass man sich in ordentlichen Haushalten die Hände wäscht vor dem Essen. Und dieser Dreck da auf dem Jungen, wer weiß, wie lange und wo er sich die letzten Tage herumgetrieben hatte. Aber das würde sie schon herauskriegen.

Kauend und schlüpfend brachte er dann die ganze Geschichte zutage. Seine Mutter war vor zwei Wochen gestorben. Er, gerade volljährig geworden, hatte in ihrem Nachlass Briefe und Tagebücher der Großmutter gefunden, aus denen die traurige Geschichte hervorging, dass sie eine Tochter, seine Mutter, zur Welt gebracht und aufgezogen hatte, die ihren richtigen Vater nie gesehen hatte. Denn nicht lange nach der Hochzeit mit dem stillen Hans Zumwege hatte sie zusammen mit dem glutäugigen Messerwerfer eines durchziehenden Zirkus' ihren Mann verlassen, ohne zu wissen, dass sie schwanger war. Voller Scham und erstickt von Gewissensbissen hatte sie sich allein durchgeschlagen, nachdem der Messerwerfer tötlich geworden war und sie aus dem Wohnwagen warf. Nie hatte sie in Betracht gezogen, den Vater ihrer Tochter aufzusuchen und um Verzeihung zu bitten.

Mit erstaunlicher Offenheit hielt sie die traurige Geschichte vor ihrer Tochter nicht geheim, was diese veranlasste, in Erinnerung und vielleicht als eine Art Wiedergutmachung ihren Sohn Joringel zu nennen. Auch sie hatte bis zum tödlichen Ende ihrer Lungenentzündung Tagebuch geführt. *»Ich erzähle dir das alles, damit du vielleicht Reste deiner Familie finden kannst. Ich segne dich, mein lieber Sohn, du wirst dies ja erst lesen, wenn ich weggegangen bin. Vertraue aber*

darauf, dass ich immer in deiner Nähe sein werde. Das verspreche ich dir.« Das war der Schluss ihres letzten Tagebucheintrags.

In den Unterlagen hatte er die Adresse der letzten Wohnung seines Großvaters gefunden, auch ein paar Briefe, die dieser nach der Trennung an seine Frau geschrieben hatte. Zwei Fotos zeigten Jorinde und ihren Bruder Hans mit junger Ehefrau. Es gab vergilbte, brüchige Zeitungsausschnitte, die über die Heldentat des Großvaters und sein tragisches Ende berichteten. Und als nun dessen Todestag näherkam, hatte Joringel beschlossen herauszufinden, ob es in dem Haus in Wildemann die Großtante noch gab. Und ob sie vielleicht mit ihm reden würde.

»Hast du denn sonst niemanden mehr? Niemanden aus der Familie deiner Großmutter? Wir Zumweges werden ja mit mir weitgehend ausgestorben sein. Auf jeden Fall der westdeutsche Zweig der Familie.«

»Nein.« Mehr sagte Joringel nicht. *Es gibt nur noch uns beide.* Dieser Satz war oft gefallen, allerdings nicht mehr, seit seine Mutter wusste, dass sie sterben musste. Sie wollte es wohl nicht noch schlimmer machen.

»Wie hast du mich denn erkannt? Nach dem Foto, das du gefunden hast, ja wohl nicht. Wir verändern uns mit dem Alter.«

»Der Mann an der Kasse hat dich Jorinde genannt. Und ja, das Foto hat auch geholfen.«

»Und warum hast du mich nicht angesprochen?«

»Ich wusste doch nicht, ob du mit mir reden wolltest.«

»Aber mein Schuppen gefiel dir dann doch.«

»Gestern Abend war ich schon hier, aber du hast gelesen und ...«

Jorinde wusste, dass sie auf Außenstehende nicht unbedingt einladend wirkte. »Ist schon in Ordnung.«

Beide saßen stumm. Schließlich raffte sich Jorinde auf. »Du gehst jetzt duschen – ehrlich gesagt, riechst du etwas stark. Bis deine Sachen gewaschen und getrocknet sind, musst du Kleidung von mir tragen. Unsere Größen liegen ja gar nicht so weit auseinander.« Seufzend stand sie auf. Was sollte sie jetzt mit diesem Jungen machen, der ganz offensichtlich allein auf der Welt stand. Sie würde sich was überlegen müssen.

Müde vom vielen Erzählen und einem gut konzentrierten Eiergrog gingen beide am Abend schlafen, Jorinde in ihrem Bett und Joringel auf dem altersschwachen Sofa unter Wolledecke und Kunstfellmantel. Beide bemerkten nicht, dass ein freches Stückchen glühender Braunkohle aus der offenen Ofentür gesprungen war. Mit einem schönen Bogen war es neben dem Korb mit Tannenzapfen und kleinen Ästen auf dem gut gebohnerten Holzboden gelandet und schaffte es vor dem Verglühen, ein feines Glutnest zu entfachen, klein und durch die geringe Rauchentwicklung kaum zu bemerken. Als die dritte Flamme hochzügelte, höher als die ersten beiden, traf sie auf den Zipfel von Jorindes Tischdecke, auf die ihre Mutter ein

verschwenderisches Muster von Veilchen gestickt hatte, nachdem sie nicht länger in der Fabrik arbeiten konnte.

— 4 —

Die Truppe der Räuchermänner und -frauen war in heller Aufregung. Sie hatten sofort bemerkt, schon vor ein paar Stunden, dass da etwas räucherte, das keinerlei Berechtigung dafür hatte. Einem stillen Kodex zufolge sagte aber niemand was, es gab nur gelegentliches Augenrollen in Richtung des Orgelbauers Gottfried, dem unausgesprochen eine Art Führerrolle zugebilligt worden war. Aber dann schlug es halb eins, was Gottfried wie üblich quittierte mit den Worten: »Wieder eine Minute zu spät.« Das geschah ziemlich gleichzeitig mit der dritten Flamme und dem ersten Veilchen, dass sich schwarzfärbte, verglühte und das Feuer zum nächsten weiterreichte.

Dann redeten alle auf einmal, bis Heinrich, der Bergmann, getrieben von der Angst um den makellosen Zustand seiner Uniform schrie: »Ruhe jetzt! Wir müssen was machen. Da, die Tischdecke brennt schon. Das nächste sind die Gardinen.«

»Was denn?« – »Du hast gut reden.« – »Ich habe Angst.« – »Halt die Klappe, du hast hier nichts zu sagen.« – »Ich finde, er hat recht.«

Das letzte kam von Berta mit der Knödelschüssel in der Hand. »Wir können hier nicht einfach rumstehen und so tun, als ginge es uns nichts an. Ich schlage vor, wir machen Krach, damit die beiden aufwachen.«

Alle sahen zu Gottfried, dann zu Heinrich, und als beide nickten, aber weiter schwiegen, piepste Rudi: »Ich kann was machen. Passt auf.«

Mit durchaus übermenschlichem Mut raffte er seine Kräfte zusammen und trennte mit einer ganz leichten Bewegung seinen Körper, der ohnehin schon schief als sonst gestanden hatte, vom Sockel. Mit gut hörbarem Krach und Gerumpel ließ er sich den guten Meter direkt auf den Fußboden fallen, knapp an den fröhlich springenden Flammen vorbei. Seine drei Margeriten verstreuten sich in der Gegend, sein Kopf wurde abgetrennt, die lächerlich dünne Pfeife sprang auf das Blech vor dem Ofen, und Joringel sprang vom Sofa auf. Sein Schlaf war nie mehr tief gewesen, seit seine Mutter die Nächte durchgehustet hatte.

»Es brennt, es brennt!«, schrie er und weckte Jorinde, die sich mühsam aus ihrem grogseligen Tiefschlaf hochstemmte.

Mit Bettdecke und Läufer gelang es ihnen, die Flammen zu ersticken, sie mussten allerdings die schöne alte, schon glimmende Samtgardine herunterreißen und damit das ganze Gardinenbrett. Das verursachte aber kein weiteres Bedauern, denn Leib, Leben und Haus waren gerettet.

Jorinde bückte sich und sammelte Rudis Einzelteile vom Boden auf. »Bist du deshalb aufgewacht? Weil Rudi vom Fensterbrett fiel?« Ich werde ihn reparieren, dachte sie, das schulden wir ihm.

»Ich glaube ja. Es war jedenfalls ein lauter Krach, der mich geweckt hat.« Er wurde aufgeregt.
»Oh, da, da, der Petrus mit dem Schlüsselbund in der Hand, den kenne ich. Großmutter hatte genau den gleichen.«

Jorinde nickte. »Wir kriegten ihn beide, jeder seinen, geschenkt. Und Hans hat ihn an seine Braut weitergegeben, als Zeichen großer Liebe, und weil sie ihn so schön fand.«

Dann sah sie ihn an. Seine strubbeligen hellbraunen Haare, der zögernde helle Bartwuchs, die großen grauen Augen, und selbst dieser lächerliche kleine Ohrring im rechten Ohr rührten sie. Wenn er sie ließe, würde sie ihm in den Jahren, die ihr noch blieben, helfen, seinen Weg zu finden. Wahrscheinlich hast du ihn mir geschickt, lieber Bruder, dachte sie, und gleich morgen gehe ich in dein Zimmer, lüfte und reinige es, damit er hier wohnen kann, wenn er das will.

Und alles in allem – letzten Endes war es ja auch ganz nett, zu Weihnachten Gesellschaft zu haben.

Über die Damen und Herren auf dem Fensterbrett senkte sich die Dunkelheit, Schweigen und Trauer waren jetzt angesagt. Doch alle hofften, dass Rudi geklebt und repariert als wahrer Held zurückkäme, der in Zukunft mit Respekt zu behandeln wäre, denn er hatte sie alle gerettet, und eine solche Tat verdiente alle Ehren.